

PROLOG

Sie lief zum Künstlerhaus *C-eleven*, beflügelt von der Vorfreude, Mireilles Dichterlesung beizuwohnen, sie, die ihn mitunter inspiriert hatte, als sie gemeinsam in Frankfurt waren.

Das Gefühl, etwas vergessen zu haben, nagte an ihr und schließlich entsann sie sich, dass sie noch die genaue Adresse des Kunsthauses nachsehen wollte. Hektisch kramte sie in ihrer Handtasche und fischte, nach einigen Fehlgriffen, die Einladung heraus. Enttäuscht registrierte sie: diese gab gar keine Anschrift preis. Ein wenig komisch kam es ihr schon vor, gleichzeitig hallte Mireilles vage Schilderung einer Wegskizze in ihrer Erinnerung.

Sie hielt inne und verlagerte ihren Suchmodus von der Tasche zu den Schubladen ihres Gedächtnisses. Bis auf die grobe Richtung wollten aber weder Namen, noch Zahlen zum Vorschein treten. Hatte sie sich das etwa nur eingebildet? Kurzerhand beschloss sie, zu improvisieren und sich nach der Lokalität durchzufragen.

So trieben sie die Schwingen der Vorfreude mit der Heiterkeit einer Gutwetterwolke durch den zaghaft erwachenden Frühling. Wie von Geisterhand geleitet, nahm sie die geschätzt knappe Stunde Fußmarsch in Kauf und durchlebte hautnah die Poesie dieses Naturspiels: das lautlose Flüstern der Blüten und das Rascheln der Bienenflügel, deren stolze Besitzerinnen den Kelchen und Kronen neues Leben schenkten. Das Laub echote ein windiges Gebet, zu dessen Takt sie schritt, und bevor sie begreifen konnte, wieso, bog sie in die Goethe-Straße ein.

Goethes geflügeltes Wort erscholl in ihrem Kopf: Geschichten schreiben ist eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen... Sollte es auch Mireilles schriftstellerische Parole sein, wer oder was war dann damit gemeint?

Mürrische Schatten der Gebäude zogen sie ungefragt in eine schaurige Umarmung. Sie erschauerte, urplötzlich vermochte sie keinen Schritt weiter zu gehen. Eine Wind-

böe brauste auf, rammte sie von hinten und schubste sie vorwärts in die klaffende Dunkelheit. Einen Wimpernschlag später begriff sie: hier war der Ort, vor dem sie um Entkommen flehte, seit die merkwürdigen Ereignisse und Träume begonnen hatten.

Sie hob ihren Blick zu der Kirchenglocke, die, wie am Pranger, an den bauchigen Turm des einzigen, Griechisch-Orthodoxen Gotteshauses der ganzen Stadt gefesselt war. Die Zeiger näherten sich der Zwölf, was ihre innere Unruhe noch weiter, über ihren Kopf, über den Turm hinweg aufsteigen ließ. Das kupfern glänzende Untertönen, das die antike Kirchenglocke nach dem Brand im Jahr zuvor ersetzt hatte, erwachte knatternd zum Leben. Seine dumpfen Schläge hämmerten schmerzlich auf ihre Gehörmuschel ein und während sie schweigend mitzählte, ereilte sie die irritierende Erkenntnis, dass sie diesmal womöglich nicht träumte. Im Traum war es immer elf Uhr gewesen.

Eine höhere Gewalt scheuchte sie tiefer in die Allee, drängelte sie zu einem Ziegelsteinhaus. Widerspruch zwecklos! Vor Angst in Ohnmacht zu fallen — auch zwecklos, besonders dann, falls es doch ein Traum war. Sie klammerte sich an den Türpfosten, in der Hoffnung, sie könnte dort einfach verharren, bis diese Fremdbestimmung wieder in die Finsternis entschwand. Nichts dergleichen geschah. Wie Schaufenster eines Bestattungsinstituts muteten die riesigen, pechschwarz lackierten Rahmen der Fenstervitrinen an, die Einblick in die Eingeweide des Gebäudes, in einen kahlen Raum und auf seine Insassen gewährten. Sie waren schon versammelt, regungslos sitzende Gestalten, ihre Gesichter wächsern und blutleer im Lichte der nackten Glühbirne. Ihre Augen trafen die von Emmanuelle, die, wie gewohnt, einer Engelserscheinung glich, nur ohne Flügel eben. Es blieb keine Zeit, sich über Emmanuelles Zugesein zu wundern. Die Blonde winkte sie mit einer vagen Geste herein, seltsam unbeteiligt, jedoch beruhigend zugleich.

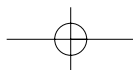
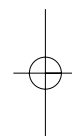
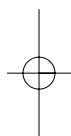
Innen stolperte sie beinahe über einen rosaroten Papierstapel, aus dem die Blätter stammen mussten, die vor den Anwesenden ausgebreitet lagen. Den Zetteln leisteten schwarze Füller Gesellschaft, in deren glatter Oberfläche sich der pulsierende, die Raumluft bläulich sprenkelnde Schimmer spiegelte. Ein Dunstschleier umhing die Szenerie, die unentschlossen verharnt schien an der Schwelle zwischen dem Wachzustand und einem überkolorierten Traum. Im meditativen Schweigen vereint, hielten alle ihre Blicke zu den rosigen Seiten gesenkt, als warteten sie geduldig darauf, dass gleich eine Prüfung anfängt. Die Prüfung! Der Paradoxie der grotesken Situation zum Trotz erlangte sie die vollkommene Klarheit: es war also gar keine Buchpräsentation mit Dichterlesung. Es war eine Prüfung gewesen!

Knochige Finger umklammerten ihren Ellbogen. Sie schreckte auf, ihre Erstarrung verging. Eine auffällige, männliche Erscheinung bahnte sanft ihren Weg zu dem einzigen leeren der im Halbkreis angeordneten Stühle. Seine hypnotischen Augen hielten sie gefangen, die Glut darin schürte zusätzlich ihre Anspannung. In seinem orientalischem angehauchten Antlitz wirkten diese Augen frappierend, geradezu fehl am Platz. Zwei azurblauen Eiswürfeln ähnlich, leuchteten sie lichterloh im Kontrast zu der kakaobeige getönten Haut. Sein restlicher Körper beherbergte eine kontroverse Mixtur aus unverhohlener Maskulinität und Vertrauenswürdigkeit.

Sie besetzte diesen einzigen, freien Stuhl, vervollständigte die Runde. Eine ganze Weile geschah gar nichts, ein großes, stilles, leeres Nichts – da nach wie vor niemand das Wort ergriff. Wo war eigentlich Mireille? Hinter dem schmutzigen Vitrinenglas verkündete die Kirchenuhr, dass es mittlerweile elf Minuten vor eins war. Von unbezähmbarer Ungeduld geritten, durchbrach sie jetzt diese Stille, fast hörte man, wie etwas zerschellte. Ihre Stimme, peinlich piepsig und befremdend, klatschte an die nackten Raumwände.

»Wann fängt die Prüfung endlich an?«, richtete sie sich an den blauäugigen Orientalen, der ihr seit einer halben Ewigkeit schon seine Rückenansicht darbot. Als hätte er bloß auf ihr Stichwort gewartet, wirbelte er herum, die Arme in einer nicht minder ungeduldigen Gebärde auf dem Brustkorb verschränkt, und sprach sie endlich an.

»Begreifst du denn immer noch nicht? Dass du diesen Raum gefunden hast – das war schon die Prüfung gewesen.«



TEIL 1

Von Januar bis Mai 2006

»Glaube mir, ich habe es erfahren, du wirst ein Mehreres in den Wäldern finden als in den Büchern; Bäume und Steine werden dich lehren, was kein Lehrmeister dir zu hören gibt.« (Bernhard von Clairvaux)

KAPITEL 1

9. / 10. Mai 2006, Deutschland / Griechenland

1

Die schönsten Begebenheiten im Leben sind jene, die einen völlig unerwartet erwischen. Ebenso alle Variationen des Schlimmsten. Als mich der (unerwartet) lausig kalte Fröhsommerwind an diesem Morgen, mitsamt einer Komposition aus Pollen und Blütenstaub, in unser Firmengebäude hinein wehte, schlief mein Frühwarnsystem für unverhoffte Bescherungen noch.

Es war nicht weiter ungewöhnlich, dass ich als Allererste, dem Sonnenaufgang nacheifernd, die Pforten zu dem diktatorisch bewachten Heiligtum unserer Forschungsabteilung aufschlug. Der Anblick meines Schreibtisches verpasste mir den ersten (und gewissermaßen erwarteten) Schock des Tages. In der Woche meiner Abwesenheit hat sich darauf ein gewagtes Kunstwerk formiert. Der von mir abstrakt drapierte Aktenberg beging kaltblütig einen Stilbruch mit der akribischen Geometrie des aufgetürmten Poststapels. Fachzeitschriften und Prospekte setzten hier und da bunte Akzente und lockerten die ganze Kreation auf. Ehrlich, es brach mir das Herz, dieser malerischen Schöpfung den Garaus zu machen.

In Begleitung eines dampfenden Kaffees und eines mit jedem Schluck wachsenden Argwohns, streunte ich eine Stunde später durch die verwaisten Flure unseres Arbeits-

bereiches. Allein das Aroma der brasilianischen Kaffeebohnen und der Duft der Veränderungen parfümierten die modrige Stille. Während ein Anflug von Einsamkeit mich um eine Landeerlaubnis ersuchte, beschlich mich der Verdacht, dass es heute nicht mein Tag werden würde.

Die Zeit verstrich (sie hat ja sonst nichts Besseres zu tun), von meinem ausufernden Unbehagen völlig unbeeindruckt. Die Lichter in sämtlichen Büroräumen bis auf meinem blieben aus. Ich verwarf den Einfall, das flaue Gefühl in meinem Magen mit einem weiteren Koffeintrunk herunter zu spülen – oder wenigstens zu verdünnen – und steuerte stattdessen die Poststelle an. Dort rannte mir die Sekretärin unserer Forschungsleiterin, der Ärztin Dr. Heidrun Babel, in die Arme.

»Guten Morgen, Frau Mai! Welch ein Zufall – zu Ihnen wollte ich gerade. Aber erzählen Sie mal, sind Sie wieder gesund?« Ein Fächer aus Briefumschlägen dekorierte ihre rechte Hand, die Linke platzierte sich mitfühlend auf meiner Schulter. Soviel Mitgefühl gleich am helllichten Morgen?

»Selbstverständlich, schließlich bin ich hier! Es war doch nur ein harmloser, aber lästiger Magendarmvirus.« Dass mir mein zum Kotzen kompliziertes Privatleben in der vergangenen Woche vermutlich am meisten auf den Magen geschlagen hatte, verschwieg ich ihr natürlich. »Haben Sie vielleicht eine Idee, wo meine Kollegen heute abgeblieben sind?«

In der Zwischenzeit waren wir gemeinsam in meiner Bürostube angelangt.

»Schauen Sie sich bitte diese Briefe an.« Die sonst notorische Plaudertasche übte sich fleißig in Wortkargheit und Geheimniskrämerei, während ich mit dem Briefmesser auf die Kuverts los ging.

Der erste Umschlag enthielt eine unbefristete Krankmeldung meines Abteilungschefs, was gewiss nicht alltäglich war. Der zweite Brief beherbergte eine Krankschreibung seiner und meiner Sekretärin. Die Kuverts Nr. 3 bis

11 waren inhaltlich, abgesehen von den Namen, wie aus einem Ei gepellt. Diese Papierkollektion bedeutete, dass der gesamte, wissenschaftliche Kern meines Wirkungsbereiches, welcher auf klinische Forschung fokussiert war, außer Gefecht gesetzt wurde. Offensichtlich war ich die einzige Ausnahme. Oder war ich etwa der Auslöser?

»Ist hier eine Epidemie ausgebrochen oder was in aller Welt ist letzte Woche passiert?« Dann sprach ich das Unaussprechliche aus: »Ist es möglich, dass ich alle angesteckt habe?«

»Gott bewahre, nein«, erwiderte mein Gegenüber mit geringer Überzeugungskraft. »Über die phytopharmazeutische Forschungsabteilung wird vorübergehend der Notstand verhängt. Dr. Babel wird sich die Zeit nehmen und mit Ihnen das weitere Procedere eruieren. Sie hat Ihnen einen Termin gegen elf Uhr eingeräumt. Nachdem sie den ganzen Vormittag außer Haus eingebunden ist, holt sie Sie einfach in Ihrem Büro ab, sobald sie wieder da ist.«

Eigentlich schwebte mir vor, nach der einwöchigen Gymnastik aus Darmkrämpfen und Würgattacken, heute eine ruhige Kugel zu schieben. Vor zwei Tagen hatte sich außerdem ein ganz und gar unberuflicher Gast für diesen Vormittag zur Visite in meinem Büro angekündigt. Aber es kommt ja immer anders, als man... erwartet, nicht wahr? Den Besuch würde ich nicht mehr abwimmeln können, da sich dieser gerade hoch über den Wolken befand. In einem Flugzeug von Chile nach Nürnberg, mit Umsteigen in Frankfurt.

Ich konnte nur dem Piloten die Daumen drücken, dass er sich an den Flugplan hielt und mein Gast hier vor elf Uhr eintrudeln würde. Mein zweiter (unerwarteter) Gast, Dr. Heidrun Babel, war die Chefin meines Chefs, die, mit sportlichem Ehrgeiz und einer Stoppuhr, das Schrittempo im Gesamtbereich aus Forschung, Entwicklung und Zulassung in unserer Firma vorgab. Kurz gesagt: ich hätte mir etwas Schöneres als ein Rendezvous mit ihr vorstellen können. Ein Streit erschütterte den Waffenstillstand im Reich meiner Gedanken: meine Vernunft wollte es lieber

nicht wissen, mein Abenteuergeist brannte dagegen darauf zu erfahren, was Dr. Babel mir mitzuteilen hatte.

2

Zu gern würde ich behaupten, dass die sonderbaren Ereignisse erst heute ihren slalomverdächtigen Lauf nahmen. Ich rücke gleich mit der Wahrheit heraus – das Chaos schlich schon viel früher (vermutlich bereits bei meiner Geburt!) in mein Leben hinein. Wie ein Samenkorn schlüpfte es wohl eines Nachts durch ein Fenster, das ich, in meinem gewohnten Leichtsinn, offen stehen ließ, und fing an, Wurzeln zu schlagen, zu treiben und zu sprießen. Wie ein Obstbaum verästelte es sich zunehmend in den Zweigen meiner Existenz und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Baum bald fruchten würde...

Jetzt raubte mir die Ungewissheit beinahe den Verstand, zumal ich Dr. Babels rechter Hand keine Löcher mehr in den Bauch fragen konnte (und Dr. Babel noch nicht), weil sich beide schleunigst aus dem Staub gemacht hatten. Dankbar ließ ich mich, nach 30 Minuten quälenden Grübelns und rastlosen Gewühls in meinen Akten, von dem zaghaften Klopfen an der Tür ablenken. Ausgemergelt von dem nächtlichen Flug, guckte mein chilenischer Gast denkbar blass aus der Wäsche und wedelte schwächlich mit dem welken Besucherausweis in der Hand.

»Mia! Du schaust ja aus wie das heulende Elend!« Die lange Umarmung tat mir gut. Eine ganze Weile verging, bis mir ihre ungewöhnliche Stille auffiel.

»Was ist denn los? Willst du mir mal erklären, was dich so plötzlich aus Chile vertrieben hat?«

Endlich rückten ihre Lippen einen Spalt breit auseinander. Langsam, im Zeitlupentempo fast. Eher gurgelnde Laute, als vollständige Wortgebilde sprudelten daraus her-

vor. Ohne Vorwarnung drohte ein schwallartiger, unbändiger Rinnsal aus Tränen, mein Büro zu überschwemmen, Mias Körper bebte und, wie ich im selben Atemzug erfuhr, bebte die Erde in Chile auch. Noch kapierte ich nicht, was das eine Beben mit dem anderen Beben zu tun hatte. Mit zwei Tassen frisch aufgebrühten Kaffees bewaffnet, kehrte ich Minuten später aus der Küche zurück. Der erste Sturm schien vorüber, das Getränk wärmte schnell Mias Mitteilbarkeit auf.

»Ich hielt es in Chile einfach nicht mehr aus! Man lebt dort wie in einem klimatischen Hexenkessel, nie weiß man, welcher Brandherd als nächster hochgeht. Das Erdbeben letzte Woche gab mir schließlich den Rest. Ich war allein in unserer Wohnung und glaubte felsenfest: das würde ich nicht lebend überstehen! Seitdem plagen mich Panikattacken – und das geht doch zu weit, oder? Ich brauche eine Verschnaufpause von Chiles Unberechenbarkeit.«

In puncto Unberechenbarkeit hatte ich heute auch Eignes zu bieten. Dr. Babel geisterte bedrohlich in meinem Kopf herum, Mia schien jedoch so zerbrechlich, dass sämtliche Beschützerinstinkte mit mir durchgingen. Schon kramte ich in meiner Tasche nach dem Schlüssel zu meiner Wohnung, die wir uns in kommenden Wochen teilen würden.

»Aber... War deine Flucht nicht ein wenig voreilig?«, rutschte mir, der alten Skeptikerin, dann doch heraus.

Berufliche Ambitionen, gleichermaßen wie die Schwingen der Liebe, hatten Mia vor über drei Jahren nach Südamerika getragen und nicht mehr losgelassen. Bis vor etwa 48 Stunden wiegte ich mich in der Überzeugung, dass dort alles in Butter war.

»Wenn es der einzige Grund wäre, ja. Aber, störe ich dich eigentlich arg bei der Arbeit? Ich weiß, dass es eine dämliche Idee war, dich gleich nach dem Flug so zu überfallen, aber mir fiel auf die Schnelle keine bessere Lösung ein.«

»Nein, Mia, du hast es schon richtig gemacht... Beruhige dich noch ein wenig und ziehe dich in meine Wohnung zurück, wann du magst.« Verschwörerisch drückte ich ihr meine Schlüssel in die frostigen Finger. »Mein Gefühl sagt mir ohnehin, dass es ein verrückter Tag wird!« In ihrer Selbstbezogenheit registrierte Mia augenscheinlich gar nicht, dass in meiner Abteilung soviel Leben herrschte wie in einem Leichenschauhaus. »Schiess los! Was sind denn die anderen Gründe? Ist mit eurer Beziehung alles in Ordnung?«

»Mit Mario läuft es derzeit zwar auf Sparflamme, aber ich bin nicht bereit, das Handtuch zu werfen. Du kennst mich ja: wenn ich meinen Willen nicht sofort durchsetzen kann, verdopple ich meine Anstrengungen. Auch mit dem ständigen Hürdenlauf bei den Behörden habe ich mich abgefunden. Dann kamen allerdings die Goldgräber nach Chile. Seit sie mit der Versetzung der Gletscher angefangen haben, ist es mit der Ruhe in unserer Gegend vorbei.«

»Habe ich mich verhört oder war das ein Scherz? In Chile werden Gletscher versetzt?«

»Was denkst du denn – im 21. Jahrhundert ist es nicht mehr der Glaube, der die Berge versetzt! Mir wäre auch wohler, wenn es nur ein Scherz wäre! Einige Milliarden Dollar in Form von Gold, Silber und weiteren Mineralien haben eines Tages auf Satellitenaufnahmen gewunken – direkt unterhalb zweier Gletscher.« Ungläubig lauschte ich Mias Beschreibung der verheerenden Umweltschäden, die dem Umzug der Gletscher unausweichlich folgen würden. Die Gewinnspanne war zugegeben so schwindelerregend, dass offensichtlich manch einer aus dem Schwindel überhaupt nicht mehr heraus fand. Heftig schüttelte ich den Kopf. Der Eindruck, dass Mia noch nicht die ganze Bombe hat platzen lassen, bohrte verstörend in meinen Eingeweiden und warf gleichzeitig die Frage auf, wann ich mir meine eigene Bombe bei Dr. Babel abholen durfte? Wie auf Bestellung, quetschte Dr. Babel wenig später ihren Kopf durch den Türspalt, staunte kurz über die Bevölkerungsdichte in meinem Büro und

bat zur Audienz. Auf dem Telefondisplay vor mir leuchteten grün und unschuldig wie frische Pfefferminzblätter die Zahlen 11:11.

Im Anschluss an die hastige Vorstellungsrunde schickte ich Mia in die Wärme meines heimischen Bettes und hing mich an Dr. Babels Fersen. Mias letzte Worte hallten in meinem Geist nach, während ich mit quietschenden Sohlen die Treppe hinunter eilte, Worte, die Gänsehaut verhiessen:

»Zwei Flüsse werden vergiftet und damit auch die Nahrungsgrundlage eines Urvolkes vernichtet. Sie werden verschwinden wie einst die Azteken, nehmen die meisten an. Und ich glaube nicht, dass es nur Panikmache ist.«

3

Dr. Babel war immer für Überraschungen gut, doch diesmal hatte sie sich selbst übertroffen. In Konsequenz dessen fand ich mich beim Erwachen, noch keine 24 Stunden nach unserer Unterredung, im Bauch eines Flugzeuges wieder. Ich trauerte meinem sonnigen Traum nach, in dem ich wie ein Falke ein weißes Dächermeer, von grün leuchtenden Palmenwedeln und goldig schimmernden, weich abgerundeten Gebetshäusern durchzogen, überflog. Häufig schlichen sich seit Neuestem exotische Bilder von einer rot glühenden Wüste und fruchtbaren Oasen in meine Träume. Sogar tagsüber, wenn ich, in meine Gedanken versunken aus dem Fenster schielte... Scherte sich zuweilen das ausgedörrte Wäldchen dahin und machte für einen kurzen Moment orientalischen Tagträumen Platz.

Das erste Licht des Tages bahnte sich unermüdlich seinen Weg durch die Schlitze der fast zugezogenen Fenster. Mit dem Sonnenaufgang meldeten sich auch, noch ziemlich widerwillig, meine Sinne zu ihrem täglichen Dienst. Ob dieser Flug zugleich ein Flug über das Kuckucksnest werden würde? – fragte ich mich, berechtigterweise. Kon-

fuzius stolperte mir in den Sinn und seine Devise: ich habe meinen Willen auf den Weg gerichtet. In dem Punkt hatte mir der Schönggeist Einiges voraus, musste ich neidisch zugeben. Mir selbst war gegenwärtig schleierhaft, ob ich die Ziele, die mich auf diesen Weg geführt haben, im Vollbesitz meiner Willenskraft verfolgte oder ob sie eher mich jagten.

Haarig und haarsträubend war die Geschichte, die mir Dr. Babel am Vortag, in Gesellschaft von 3 Flugtickets und einer Last-Minute-Hotelreservierung für 2 Einzelzimmer, aufgetischt hatte. Die restlichen Flugtickets gehörten zum Einen einer gewissen Italienerin namens Bruna Fuoccado, die den pharmakogenetischen Forschungsstab unserer Firma schmückte. In den letzten zwei Jahren haben Bruna und ich bei unseren Eskapaden an den Wochenenden locker einen ganzen Weinberg an Weinflaschen geköpft und währenddessen etwa 222 mal auf Bruderschaft, bzw. Schwesternschaft, angestoßen. (Und bevor hier der Verdacht eines Alkoholismus aufkommt – Hochprozentiges schmeckt mir fast ausschließlich am Wochenende und im Urlaub.) Mittlerweile wollte ich meine Arbeitskollegin als Freundin und engste Vertraute nicht mehr missen. In der Firma schwiegen wir uns allerdings darüber aus. Was Brunas Auftrag im Ausland war, darüber hat sich Dr. Babel, die mit ihr über zwanzig Ecken verwandt war, nicht minder in Schweigen gehüllt.

Die kleine, schnuckelige und smarte Sophia, mir als Nichte meiner Chefin bekannt, verbuchte das dritte Ticket für sich. Die kindliche Fracht wurde, dem zarten Alter von zwölf Jahren zum Trotz, aus gesundheitlichen Gründen spontan zur Meeresluft verdonnert. Sie sollte von Bruna, die gewissermaßen ihre Tante war, bei der Ankunft im Hotel an fachkundiges Personal ausgeliefert werden. Dankbar um die Nähe unseres Zielortes zu einem ausländischen Tochterinstitut unseres neuen Firmenvorstandes, hat Dr. Babel bereits im Jahr zuvor Sophia mit auf Dienstreise genommen. Ich würde mein Haupt darauf verwetten, dass es unser leicht abergläubischer Vorstandsneuling

für ein gutes Omen hielt, seine Forschung um die Insel eines richtig hellen Köpfchens, des Hippokrates, zu gruppieren, welcher in der Antike mit der Einführung der modernen Heilkunde einen Meilenstein in der Medizin gesetzt hatte.

Selig schlummerte ich vor mich hin, wohl ahnend, dass mich solch entspannte Momente in nächster Zukunft so häufig heimsuchen würden, wie sich Freiwillige in der Schlange zum Erwerb von Hämorrhoiden anstellten. Stimmen aus der Vergangenheit wurden lauter, je mehr ich die Nähe des Eilandes spürte, wozu sich bald das nervöse Knurren meines Magens gesellte. Meine Aufregung stieg unaufhaltsam, drohte an, mein Nervenkleid restlos zu zerknittern. Dann fiel mir die Fortsetzung des Gesprächs mit Mia wieder ein und meine Gedanken drifteten ab, zurück zum Vorabend, zurück in die Sicherheit meines Domizils, die ich jetzt schon zu vermissen begann.

»Sie werden aussterben wie einst die Azteken, meinen die meisten. Und ich glaube nicht, dass es nur Panikmache ist«, beteuerte Mia, sobald ich nach meinem vorgezogenen Feierabend unseren Gesprächsfaden neu anknüpfte. Der Gestank von Skepsis und Skandal kitzelte mich unentwegt in der Nase, seit Dr. Babel mit ihren Neuigkeiten mein Leben im Handumdrehen noch mehr durcheinander gewürfelt hatte. Still wog ich ab, wie viel ich ausplaudern durfte. Mia setzte unbeirrt ihre Schimpftirade an die Goldräuber, die einem chilenischen Urstamm eine gewaltige Grube unter ihrer ökologischen Nische aushoben, fort. Die heikelste Katze hatte Mia trotzdem noch nicht aus dem Sack gelassen, beharrte meine (heute zurecht hyperaktive) Intuition.

»Mia, wie lange kennen wir uns schon? Was ist denn da eigentlich im Busch, dass du in Lichtgeschwindigkeit Chile verlassen hast?« Von meinem Frontalangriff überrum-

pelt, verschluckte sich Mia an ihrem rubinrot reflektierenden Wein. Ein besorgniserregender Hustenanfall folgte und ihre Gesichtsfarbe eiferte bedenklich eilig der des Weins nach. »Lass uns eine Konspiration anzetteln«, verkündete ich feierlich, da ihr Röcheln abebbte. »Mein Geheimnis gegen dein Vertrauen. Dein Geheimnis gegen mein Vertrauen.«

Eine Ansage, wie in einem drittklassigen Film eben, die mir zudem so voreilig über die Lippen schoss, dass mir selbst ein Schrecken in die Glieder fuhr. Wie schnell ich bereit war, mein Wort und damit die Schweigepflicht gegenüber meiner Firma zu brechen! Angesichts der Zwiespältigkeit meiner momentanen Situation mutete das Ganze ohnehin eher wie eine hysterische Rückendeckung für den Notfall, denn eine Konspiration an.

»Du hast gewonnen. Ursprünglich hatte unser Forschungsinstitut mit dem Gletscherdilemma nichts zu tun. Wir haben nur regelmäßig Proben des Grundwassers der zwei betroffenen Flüsse entnommen und es auf Kontamination und toxische Substanzen getestet. Schließlich war es früher einmal das sauberste Wasser Chiles! Jetzt droht es sich in das größte Grundwasserproblem zu verwandeln... Und uns sind die Hände gebunden! Eines Tages beschlossen wir, selbst einen Blick auf die Satellitenaufnahmen zu werfen. Und schon war die Kacke am Dampfen – entschuldige bitte den Ausdruck, er beschreibt es eben sehr passend. Plötzlich kam viel mehr zum Vorschein... Das vermuten wir zumindest stark.«

Das wurde ja immer besser.

»Ist etwa noch mehr unter den Gletschern verborgen? Geheimnisse? Ein einst im Meer versunkenes, legendäres Reich? Du machst mich neugierig! Da muss ich fast annehmen: was auch immer da lagert, ist dort besser aufgehoben als im Rampenlicht der Öffentlichkeit?«, wie unschwer zu erraten.

»So gesehen, ja. Wobei alles noch ziemlich in den Sternen steht. Trotzdem, kannst du dich von einem versunkenen Reich gleich wieder verabschieden! Gewisse Phä-

nomene sind schon seit Jahrzehnten auffällig und dann taucht dieses... Objekt auf. Schwer zugänglich. Beunruhigend. Wir sind nicht die Einzigen, die an einer Aufklärung interessiert sind. Ich spreche immer noch in *wir*, weil ich, wider besseres Wissen, vermutlich nach Chile zurückkehren werde, sobald ich meine Nerven wieder im Griff habe.«

»Dann hängt alles womöglich mit dem Erdmagnetfeld zusammen?« Schoss ich weiter ins Blaue, weil mir gerade die Kooperation von Mias chilenischem Institut mit einem Geo-Forschungszentrum in Potsdam eingefallen war. Dieses ließ einstweilen verstärkt von sich, dem Erdmagnetfeld und dem Südatlantik in den Medien reden. Vom Südatlantik war Chile nicht so fern.

»Woher...? Ehrlich, Moni, selbst, wenn ich wollte. Für eine definitive Aussage ist es zu früh und spekuliert wurde bereits zu genüge.«

Eisernes Schweigen brach ein, welches, angesichts von soviel Gold und Silber, zwar unedel, dafür umso undurchdringlicher wirkte. So gern ich weiter gebohrt hätte, war ich offensichtlich an einem nicht weniger eisernen Vorhang angelangt.

»Soviel lass mich gesagt haben: wenn ich auch nur geahnt hätte, worauf ich mich da einlasse, hätte ich lieber weiterhin die Exkreme von Seelöwen untersucht.« Diese aufopfernde Aufgabe besiegelte damals Mias Einstieg in die chilenische Wissenschaftswelt. Bald hatte es ihr gestunken, im Zuge ihrer Arbeit sowohl bei den chilenischen Seelöwen, als auch bei den chilenischen Kollegen auf Granit zu beißen. Das Angebot für eine Dissertation an einem konkurrierenden Institut kam ihr damals wie gerufen.

»Ich finde die Vorstellung ebenfalls unwiderstehlich, eine Doktorarbeit über die Fäkalfreuden von Meeresbewohnern zu verfassen. Man hat praktisch gleich was in der Hand und bleibt mit der Forschung nah am Leben... Von wegen weltfremde Wissenschaftler und so! Sieh es ein: es ist so oder so Mist!«

Endlich erteilte Mia der Geistesblitz, auch dem zweiten Glas auf der Kommode etwas Weingeist einzuhauchen. Gierig stürzte ich mich darauf. Mir war schon klar, dass nun ich mit meinem Teil dran war.

»Jetzt bist du dran«, sagte Mia, statt mit mir vernünftig anzustoßen.

In drei Sätzen sprang ich zu meinem Kleiderschrank und zerrte den bordeauxfarbenen Reisekoffer herunter, der auf seinem Holzdach thronte.

»Die gute Nachricht ist: meine Wohnung gehört dir die nächsten Tage ganz allein! Ich werde jetzt diesen Koffer packen und mich gegen Mitternacht auf den Weg zum Flughafen begeben.«

Mia betrachtete mich wie jemanden, der gerade erklärt, dass er sich gleich ein Bein abhacken wird. Nun, höchstens rasieren, dann aber besser alle zwei.

»Davon hast du bisher nichts erwähnt!«

»Glaube mir, die Überraschung ist ganz auf meiner Seite. Heute früh erfuhr ich erst, dass das gesamte Entwicklungsteam unserer pflanzlichen Arzneien akut erkrankt ist. Die Leiterin der Forschung und Entwicklung berichtete mir, dass in der Woche meiner Abwesenheit, und damit früher als erwartet, pflanzliche Auszüge für die Herstellung einer neuen Tropfensorte angeliefert wurden. Das Präparat, dessen Sortiment um die Darreichungsform dieser Tropfen erweitert werden soll, ist seit Ewigkeiten auf dem Markt zugelassen. Frage mich dennoch nicht, wieso sich ein Kreis aus alteingesessenen Experten dazu hinreißen ließ, sich die frisch angelieferten Pflanzenextrakte bei einer Geschmacksprobe munden zu lassen! Es kommt schon vor, dass wir in der Abteilung noch vor Ablauf weiterer Untersuchungen den Geschmack von Tropfen oder z.B. von Kindersäften selbst testen. Aber niemals offiziell. Weil man da von der Ethikkommission eine auf den Deckel kriegt, wie du weißt. Die Quittung haben meine Kollegen gleich kassiert – jeweils einen Freischein ins Krankenhaus!«

Unser Unternehmen am Stadtrand Nürnbergs, die MedicHerba Company, hatte sich auf die Heilkraft der Pflanzen spezialisiert. In den siebziger Jahren hatte die Firma es mit einem Medikament gegen Krebs, unter höchstem Lob, erstmalig in die Schlagzeilen geschafft. Der Wirkstoff des Krebsmittels entstammte einem asiatischen Heilkraut, das man seit den 50er Jahren für ausgestorben hielt. Von einer diskreten Kooperation mit einem tibetischen Mönchsorden wurde damals gemunkelt. Ganz abwegig waren die Vermutungen insofern nicht, da sich die Plantagen unserer Pflanzen mittlerweile über den ganzen Globus erstreckten und kaum einer da noch den Überblick hatte.

»Von welchen Tropfen sprichst du?«, erkundigte sich Mia geistesgegenwärtig.

»Es ist eines unserer Hauptprodukte, ein Medikament aus der Orthosiphon-Pflanze, dem Volksmund als Katzenbart bekannt. Der neue Firmenvorstand hat seine Plantagen nach vielversprechenden Feldversuchen vor einem Jahr von Ostindien auf eine griechische Insel verlegt. Einerseits, um die Lieferwege zu verkürzen und zu verbilligen. Zweitens: weil er in dieser Gegend schon ein Forschungsinstitut unterhält. Und ein Ferienhaus. Einen kleinen Griechenland- bzw. exakter: Dodekanes-Freak gibt er schon ab, unser neuer Vorstand!«

»Da habt ihr zufällig etwas gemeinsam!«, schmunzelte Mia mit Hintergedanken.

»Nur hat er sogar eine Griechin geheiratet!«, warf ich ein.

»Und was war mit dir und Christos vor zwei Jahren?«, konterte Mia, wohl wissend, dass Christos für mich eine völlig andere Kragenweite war. »Den Katzenbart kenne ich natürlich, er wird gern zur Therapie von Harnwegsinfekten eingesetzt. Vorstellbar wäre, dass dieselbe Substanz, die in den Tabletten heilt, in den Tropfen krank macht.«

»Das ist eine der aktuellen Hypothesen. Allerdings warfen detailliertere Nachforschungen weitere Fragen auf. Aus heiterem Himmel hieß es auf den Plantagen, die

Pflanzen würden schon länger einige Entartungen aufweisen. Die Gärtner vor Ort haben sie als harmlos eingestuft und schön ihren Mund gehalten.«

»Wie unverantwortlich! Was denn für Entartungen?«

»Von einer scheinbaren Ungeduld erfasst, ist ein Teil der Katzenbartpopulation viel zu früh aufgeblüht. Das erklärt die vorzeitige Einsendung der Extrakte, da man die Blätter noch vor der Blüte erntet und nach der Trocknung zur Drogengewinnung verwendet. Offensichtlich war dem Orthosiphon auch seine Färbung zu öde, weswegen er sie radikal verändert hat! Morphologisch sind vermutlich noch weitere Merkmale verändert.«

Verdutzt hörte sich Mia die Allüren meiner widerspenstigen Heilkräuter an.

»Hmm... Von wegen, Pflanzen hätten keine Seele... Aber, dass sie auch eitel sein können, ist mir neu!«

»Richtig verstehen kann das noch niemand, doch die offensichtliche Beeinträchtigung der Wirkstoffe ließ die Firma Alarm schlagen.«

Einmal in Fahrt, fasste ich die Fakten zusammen, während in meinem Kopf längst ein Wettrennen nach einer Erklärung raste. Waren die Kräuter etwa ihres alten Kleides überdrüssig geworden? Kam weiß bis hellviolett aus der Mode, war nun kobaltblau der letzte Schrei? Ein weiteres Fragezeichen drängte sich meinen Erwägungen auf: wie gravierend sich diese Laune der Natur auf die Pflanzenwirkstoffe auswirkte? Kaum wagte ich, mir den Krater im Firmenbudget auszumalen, wenn die ganze Charge der, aus griechischen Pflanzen produzierten, Arzneien in die Mülltonne wandern müsse! Sofern sich nicht gar die ganze Plantage als unbrauchbar herausstellte – den Voruntersuchungen trotzend. Dringend musste außerdem der Übeltäter gefasst werden, der den Katzenbart zu dieser Dreistigkeit anstiftete. Ideen von genetischen Mutationen, Parasitenbefall, Giftstoffen im Boden oder biologischen Invasionen schwirrten wie ein Schwarm summender, adrig geflügelter Insekten seit einigen Stunden in meinem Schädel herum.

Was in meinem Bericht keine Erwähnung fand, war ein gewagter, nach Paranoia muffelnder Verdacht, der mir zunehmend wie ein unbequemer Schuh drückte. Eigentlich undenkbar und doch... Bestand vielleicht die Möglichkeit, dass die MediconHerba Company irgendwelche Experimente mit meinem Katzenbart durchführte und man absichtlich versäumt hatte, mich darüber zu informieren? Brauchte man einen unwissenden Sündenbock für den Fall, dass illegale Machenschaften aufflogen? Oder wollte die Konkurrenz meinem Arbeitgeber eins auswaschen? Gewissensbisse hin oder her, beschloss ich, diese Mutmaßung für den Notfall in meinem Hinterkopf zu lagern. Zur Beschwichtigung gestand ich mir zu, wenigstens eine vertrauenswürdige Person außerhalb meiner Firma in meinen Schlamassel einzuweißen.

»Nachdem der Projektleiter der Katzenbart-Präparate auch in der Klinik liegt, ging der Auftrag, die griechischen Plantagen unter die Lupe zu nehmen, an mich. Ich muss noch ausholen, dass der Vorstandsneuling im Vorjahr eine Neuformierung von unseren Projektgruppen verlangt hat – und zwar nach geographischen Kriterien aufgeschlüsselt. Und du weißt ja, wie sehr ich Griechenland liebe. Also meldete ich mich freiwillig für die griechische Inselwelt. Weil Dienstreisen unser täglich Brot sind, war es nur eine Frage der Zeit, wann bei mir der Startschuss fällt. Beim nächsten Mal wünschte ich mir allerdings wenigstens soviel Vorlauf, dass ich mir noch einen neuen Bikini zulegen kann!«

Mia seufzte, vielleicht angesichts der vielen Stunden, in denen ich ihr, wie allen meinen Freunden, mit Ausschweifungen über meine heißen Sommer in Griechenland fast das Ohr abgekaut habe.

»Eines interessiert mich noch. Welche Symptome beklagen die waghalsigen Experten eurer Forschungseinheit? Klassische Anzeichen einer Vergiftung?«

Das hätte ich fast vergessen, dabei war es mindestens ebenso bizarr wie die ganze Geschichte an sich.

»Die Symptome werden geheim gehalten. Seltsam, nicht? Selbst mein Auftrag ist noch etwas schwammig und wird sich erst vor Ort präzisieren. Der Vorstand hat beschlossen, noch 2-3 Tage abzuwarten, wie sich der Krankheitsverlauf der Betroffenen entwickelt. Ich werde schon mal mit meiner Präsenz nervöse Stimmung verbreiten und auf das grüne Licht warten. Was nicht übel ist, weil ich noch ein wenig Urlaub machen und Freunde wiedersehen kann! Da merke ich plötzlich, wie urlaubsreif ich längst bin!«

Die Worte versiegten für einen Moment, zögerlich kehrte Entspannung in unser Heim. Noch einige Minuten auf dem Sofa! – bettelten meine verspannten Glieder den, auf seinen Auftritt wartenden Koffer an. Einem Martinshorn ebenbürtig, beschloss das Läuten des Telefons, das letzte Wort an sich zu reißen. Ich hatte an diesem Tag wahrlich mehr als genug gehört. Andererseits – konnte sich mein Chaos noch steigern?

»Halt dich fest«, verkündete eine feminin dünne Stimme in der Leitung, ohne sich um die Vorstellung zu scheren. Natürlich erkannte ich sie sofort und genau deswegen hielt ich mich fest, was mir gleich zugute kommen sollte. »Ich glaube, ich habe ihn endlich aufgespürt.«

Fünfzehn Minuten später war mein Koffer fast vollständig gepackt. Ich hatte es plötzlich sehr eilig, nach Griechenland zu kommen.

5

Ein kräftiges Rütteln der Maschine versetzte mich mit einem Schlag zurück ins Jetzt und kurz überwältigte mich die Frohlockung, bald das Meer zu sehen. Das unbegreifliche und unergründliche Reich des Poseidon, fast so unergründlich wie Mias Grundwasserproblematik.

Ich sah mich schon auf einem dieser typischen *Flying Dolphin*-Schnellboote stehen bei dem Trip zu den Plantagen auf der Nachbarinsel Kalimnos, Richtung Kleinasien. Ich würde einen Augenblick lang zwischen zwei Welten

in der Schweben verweilen – zwischen Asien und Europa; Orient und Okzident; zwischen dem Islam, der griechischen Orthodoxie und dem Christentum und wie sie sonst noch alle heißen. Worte kamen mir in den Sinn, die ich einst in einem Brief an einen Unbekannten verfasste, als mein Fernweh mal wieder die kritische Schmerzgrenze überschritt und der verbale Überschwang nach Rotweinnmissbrauch sein Übriges tat:

»Mach die Augen zu und sieh ins Meer – und du wirst die Welt entdecken. Sieh ins Meer und du wirst dich und alles beschreiben können.

Denn was sind wir anderes als Fische, die sprechen können, als Muscheln, die denken können, als Krebse, die fühlen können, als Seealgen, die sehen können.

Öffne die Augen, öffne dein Herz, gehe in die Fluten hinein und lass mich sehen, was du siehst. Wohin schweift dein Blick, bleibst du am Ufer im seichten Gewässer und lässt du dich von der Oberfläche berauschen? Ich fürchte mich unter Wasser, dennoch schwimme ich gern in den Tiefen. Welch andere, faszinierende Art von Schönheit sich einem eröffnet, wenn man, schwerelos und losgelöst, sich von dem Strom mitreißen lässt ... Erst wirbelt es und schäumt es wie wild, dann bricht sich das Licht immer weniger an den Kanten, bis es immer dunkler und kühler wird... Und plötzlich weiß man nicht mehr: wo ist oben, wo ist unten, wo sind bloß die Himmelsrichtungen geblieben? Alles ist relativ von dem Moment an, alles plötzlich möglich und man entscheidet sich für seine eigene Realität. Wer Gefahr wittert, der möchte sich in seinem tiefsten Inneren dieser Gefahr aussetzen. Wer nach Schönem durstet, der wird sich daran satt trinken, wenn nur noch die wenigen Sonnenstrahlen, die sich ihren Weg in die Tiefe bahnen, scheinbar Unscheinbares mit einer Pracht durchfluten, die wahrhaftiges, ergreifendes Entzücken offenbart. So ist das mit dem Sehen und so ist es mit den Menschen. Erst trauen sie sich in das tiefe Gewässer hinein. Und wenn sie den Halt verlieren, dann

ist das Gewässer schuld – obwohl sie bewusst da hinein gegangen sind.«

Die Maschine krachte unsanft zu Boden, den physikalischen Gesetzen des freien Falls (und dem einarmigen Banditen im Cockpit) die angebrachte Ehre erweisend. Schlafrunken und verträumt stolperte ich hinaus in den feuchten Hauch des griechischen Morgengrauens. Und da hat sie mich für einen Augenblick wieder umklammert, diese Empfindung grenzenloser Intensität, sie trieb mir Tränen in die Augen und jagte mir ein bedenkliches Zucken übers Gesicht. Denn ich war schon mal hier! Ich kehrte zur Wiege zurück, wo das Chaos geboren worden war.

Die anschließende, schweigsame Bustour (Bus-Tortour trifft es besser) in die Inselhauptstadt endete vor einem üppigen Palmengarten. Wir torkelten durch das Gewirr aus Grünzeug, Springbrunnen und Steinskulpturen auf eine antik dekorierte, elegante Eingangshalle zu. Über den verglasten Flügeltüren flackerte ein Transparent mit einem Willkommensgruß in mehreren Sprachen: »Herzlich Willkommen auf dem achten Kontinent!« Wir sind im Hotel *Atlantis* angekommen – unserer Behausung auf der Insel Kos.

KAPITEL 2

Januar 2006, Deutschland / Naher Osten

6

Ein schwarzer Regen aus messerscharfen, kristallin reflektierenden Glassplittern ergoss sich über dem Boden, als das Läuten des Telefons Iman von seinen Träumereien fort und zurück zur Erde befahl. Er verfluchte die Schwerkraft, dann seine Ungeschicklichkeit und trauerte kurz sei-